

März 2004, freigeist

Ein Ort für Debütanten und Nobelpreisträger

Lange bevor mit Autorenlesungen in den neunziger Jahren ein gigantisches Veranstaltungskarussell in Gang gesetzt wurde, fanden in Köln einige der wichtigsten Begegnungen mit zeitgenössischen Schriftstellern in der Buchhandlung Klaus Bittner statt. Noch heute gilt es unter Autoren als besondere Auszeichnung, in dieser Buchhandlung lesen zu können. Im Gespräch mit Freigeist erinnert sich Klaus Bittner an denkwürdige Lesungen.

Herr Bittner, gab es eine Lesung, von der Sie sagen könnten, dass sie Ihr Leben verändert hat?

Mein Leben verändert haben nur meine Frau (er überlegt) und meine Kinder. Aber wenn ich jetzt zum Beispiel an die Lesung mit Arnold Thünker denke, dann freue ich mich, dass ein Freund, der sein erstes Buch geschrieben hat, bei mir liest, das ist so, als würde ich eine Party geben.

Viele Autoren haben bei Ihnen ihr Lesedebüt gegeben, etwa Birgit Vanderbeke oder Monika Maron.

Ja, die Buchhandlung funktioniert als eine Art Medium, das dabei hilft, einen wichtigen Text an die Öffentlichkeit zu bringen, aber natürlich hat das auch etwas mit dem Herzen zu tun. Ich kann mir heute erlauben, nur noch Lesungen zu machen, die ich machen will. Es gab Zeiten, da dachte ich, dieser oder jener Autor würde der Buchhandlung gut zu Gesicht stehen. Inzwischen hat es in diesem Bereich des Literaturbetriebes massive Veränderungen gegeben. 60 oder 70 Besucher sind heute eine Kleinigkeit, wo Dimensionen von einigen Hundert Besuchern gefragt sind. Kleinere Besucherzahlen bedeuten höhere finanzielle Risiken. Die Bereitschaft der Verlage, Kosten zu übernehmen, ist aber nur noch minimal vorhanden. Ein unbekannter Autor kostet heute etwa 400 € Honorar, plus Hotel, Reisekosten, Werbung und Porto kommt man auf 900 €. Bei 60 Besuchern hat man da schnell eine Lücke von 600 €. Aber deutsche Autoren leben oftmals nicht von der Veröffentlichung, sondern von den Lesehonoraren. Angelsächsische Autoren dagegen verlangen dagegen zumeist kein Honorar, selbst Stars wie Ian McEwan oder Graham Swift stellen keine hohen Forderungen.

Wenn sie die lange Reihe Ihrer Veranstaltungen Revue passieren lassen, welche sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Christa Wolf hat zum Beispiel, als sie den Schiller Preis verliehen bekam, die einzige Lesung im Westen in unserer Buchhandlung abgehalten. An einem Sonntag, man durfte dafür nicht werben, sondern nur seine Kunden einladen. 80 Leute waren im Laden, mehr gingen nicht rein, sie hat aus Cassandra gelesen, es war wunderbar. Aber gut war auch Jörg Läderach. Der sah die sieben zahlenden Besucher, die für ihn gekommen waren und sagte: „Was soll der Quatsch, ich spiel jetzt Saxophon.“ Das hat er dann auch gemacht. Die Palette der Aktionen, die bei einer Lesung ablaufen können, war schon sehr groß. Ich erinnere mich, wie John Berger mit einem Hut auftreten ist und Goya gespielt hat, das sind bleibende Momente. Dann haben wir die Amerikaner gehabt, Paul Auster, Harold Brodkey, Joseph Brodsky, Richard Ford, Toni Morrison. Hans Sahl kam aus New York, ein unglaublich warmherziger Mann. Der betrat den Raum und man spürte sofort, was für ein liebenswerter Mensch er war, ich bin froh, dass ich ihn noch als Gast hatte. Die Südamerikaner kamen mit Cabrera Infante oder Mario Vargas Llosa, vieles davon entwickelte sich in Zusammenarbeit mit dem Kulturred der Stadt, Winfried Gellner war da immer sehr aktiv.

Sind Autoren besonders interessante Gesprächspartner?

Nicht mehr als andere Menschen auch. Es gibt zum Beispiel Autoren, deren Bücher man mit Begeisterung gelesen hat. Jahrelang wartet man darauf, dass derjenige endlich einmal in die Buchhandlung kommt und liest. Und dann ist er da und man denkt: „Der ist ja schrecklich, so eitel wie der sich benimmt.“ Das geht sogar so weit, dass ich von zwei oder drei Autoren danach nie mehr ein Buch lesen mochte.“

Autoren sind Menschen, die sich auf die eine oder andere Weise sehr intensiv mit dem Leben haben auseinandersetzen müssen, das hinterlässt Spuren.

Oft sind die Erkenntnisse, die sie gewonnen haben, im Instrument ihres Buches enthalten. Viele Autoren sind zurückhaltend, ja stumm. Was mir sympathisch ist, denn sie lassen alleine ihr Werk sprechen.

Nach der Lesung redet man aber nicht unbedingt über das Buch, sondern über das Publikum, über das Essen oder den neuesten Verlagsklatsch.

Ja, aber auch da gibt es Ausnahmen. Mit Uwe Johnson sind wir zum Beispiel gar nicht essen gegangen. Er las ein paar kurze Stellen aus den „Jahrestagen“ und erzählte dann nur noch von seiner Heldin Gesine Cresspahl, das war einfach großartig. Dann war dieser große Mann fertig und sank in sich zusammen. Man konnte ihm danach nicht diese berühmten Fragen zumuten. Als das Publikum gegangen war und ich mit ihm und Barbara Klefisch in dem leeren Raum saß, habe ich zu ihm gesagt: „Ich glaube, Sie würden jetzt am liebsten in ihr Hotel gehen.“ Und er sagte: „Ja“. Später erfuhr ich, dass er erzählt hat, seine schönste Lesung sei die in Köln gewesen, bei der er hinterher nicht mit irgendwelchen wichtigen Leuten zu Abend essen musste.

Sensationell fand ich aber auch Imre Kertész, der hatte seine erste Lesung überhaupt bei uns, niemand hätte sich damals träumen lassen, dass er einmal Nobelpreisträger sein würde. Es war ein wunderbarer Abend, die Buchhandlung war voll, und er war glücklich, weil er verliebt war. Denn eigentlich befand er sich mit seiner Frau auf Hochzeitsreise, und während er aus seinen Auschwitz-Erinnerungen „Roman eines Schicksallosen“ las, warfen sich die beiden dauernd Kuschhändchen zu. Nur er kann so etwas.

So wird die Lesung also zu einer Fortsetzung der Lektüre?

Ich würde sagen, in diesen Situationen erleben Leser und Veranstalter eine Bestätigung ihrer Liebe zur Literatur. Sie sehen, dass es sich lohnt, zu lesen, weil das, was der Text bei uns auslöst, manifestiert wird durch die persönliche Begegnung mit dem Autoren oder der Autorin.